

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 16 (1936-1937)
Heft: 2

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es ist zum Erstaunen, daß noch heute Hauptwerke eines Malers, der zugleich ein Absolutes an rein malerischer, problemloser Sinnlichkeit, wie auch die Grenzen einer solchen in bedeutungsvollster Weise zeigt, nicht in festen Händen sind. Es scheint, daß die Schweiz sich noch zu wenig für diesen Geist interessiert hat. Ist ihre Sammertätigkeit nicht ein wenig zu ausschließlich aufs Französische eingestellt? Eine rühmliche Ausnahme bildet hier das Kunsthauß Zürich mit seinen beiden hochwertigen und kennzeichnenden Gemälden aus der letzten Zeit Corinth's.

Erich Brod.

Bücher Rundschau

Schweizerische Kulturfrage.

Emil Baer, Alemannisch. *Die Rettung der eidgenössischen Seele.* 150 Seiten. Verlag Raescher & Cie. A.-G., Zürich, Leipzig u. Stuttgart. Ohne Jahrzahl, Vorwort von 1935.

Der Verfasser verlangt und stellt bestimmt in Aussicht die Erhebung des Schweizerdeutschen zur Schriftsprache, die als Nationalsprache auch für die im übrigen bei ihrer Muttersprache zu belassenden nichtdeutschen Schweizer gelten und von ihnen allen erlernt werden soll. So viel ich sehe, ruft das munter und schwungvoll gehaltene Büchlein nicht nur das vom Verfasser vorhergehene Kopfschütteln hervor, sondern man weigert sich vielfach, es ernst zu nehmen, und findet es lächerlich. Immerhin, es hat den Erfolg, der allen bisherigen Befürwortern desselben Gedankens versagt geblieben ist: man beachtet und bespricht es. Und das hat seinen guten Grund: das Werkchen kommt zur richtigen Stunde. Wer sich mit den schweizerischen Kulturfragen befaßt, hat es längst erwartet. Denn die politischen Ereignisse der letzten Jahre haben in der ganzen Schweiz eine starke, sozusagen allgemeine Abneigung gegen Deutschland erzeugt, und der Wunsch, alle Grenzpfähle deutlicher zu bemalen, endgültig Abstand von dem uns fremdgewordenen neudeutschen Wesen zu gewinnen, hat alle Gebiete auch des geistigen Lebens überschattet, so daß man sagen darf: wenn es zu machen wäre, was Emil Baer vorschlägt, so würde es vermutlich gemacht. Vor fünf Jahren hätte kein Mensch einen solchen Vorschlag beachtet; heute werden sicherlich viele denken: ja, wenn es zu machen wäre, — gewiß, gern!

Zur Vermeidung jedes Mißverständnisses sei jedoch sofort betont: der Verfasser selbst geht nicht von der genannten Abneigung gegen Deutschland und die Deutschen aus. Nicht Haß treibt ihn, sondern Liebe, nicht gegen Deutschland schreibt er, sondern für die Schweiz. Er steckt sogar in einer Art Germanenschwärmerei, und was das politische Glaubensbekenntnis betrifft, so lassen seine frontenhafsten Ausfälle gegen „liberalistisches, marxistisches und pazifistisches“ Wesen, dem er Krieg ansagt, eher auf verständnisvolle Liebe für das heutige Reich schließen als auf das Gegenteil. Die große und einzigartige Leistung der Schweizer, der vom oberdeutschen Bürger- und Bauerngeist geschaffene gegliederte Volksstaat, der uns andern recht eigentlich als das erscheint, was wir zu verteidigen haben, spielt in Baers Buch kaum eine Rolle; da ist immer nur von der alemannischen Seele die Rede. Dies sei nicht als Vorwurf gesagt, sondern als Beweis dafür, daß nicht politischer oder sonstiger Haß der Ausgangspunkt des Verfassers ist. Dagegen hängen sich heute schon an seine Rockschöße die verbohrten Deutschenfresser, denen jede Kultur einerlei ist, die aber gern ihren Haß austoben.

Noch etwas anderes ist anerkennenswert. Wo uns Abschließung gegen die deutsche Kultur gepredigt wird, da weiß man sich gewöhnlich nicht genug zu tun in der lobpreisenden Hervorhebung unseres glücklichen Geschickes, das uns Mehrsprachigkeit geschenkt habe, und das Ergebnis ist immer: Pflege der Mischkultur als der wesentlichen und überlegenen Eigenart der Schweiz. Das liegt dem Verfasser des Buches „Alemannisch“ fern; ihm ist es um die Eigenart der alemannischen Seele zu tun und um nichts anderes. Hinter dieser Alemannenbegeisterung

versteckt sich nichts. Er wagt es sogar, den Welschen, die wir in dieser Hinsicht bedenklich verwöhnt haben, mehr Opfer zuzumuten als uns: sie sollen, während wir den ziemlich unfruchtbaren Französischbetrieb an unsern Volks- und Sekundarschulen aufgeben, in Zukunft statt deutsch alemannisch lernen, d. h. eine Sprache, mit der nicht weit über Feldkirch und Rottweil hinaus zu kommen sein wird, und die nicht den Zugang zu nennenswerten literarischen Schätzen öffnet. Sie sollen dieses Alemannisch als „die (!) gemeinschweizerische (!) und nationale Sprache“ lernen, in sie „hineinwachsen“, „dadurch erst vermögen sie den Anschluß an die eidgenössisch-nationale Kultur zu finden.“ Daß Emil Baer den welschen Schweizern die Bereitwilligkeit hierzu zutraut, ist einer der rührenden Züge seines Wesens.

Er gibt uns übrigens mehrfach und unzweideutig zu verstehen, daß die allfälligen Gegner seines Gedankens nicht verhandlungsfähig seien, nicht weil sie nichts wüssten oder könnten, sondern weil ihnen ein Makel sittlicher Art anhaftet; sie sind nämlich Materialisten und von strafwürdigem Unglauben erfüllt. „Und wenn einer kommt und über diese Idee seinen Spott ergießt mit der Bemerkung, sie komme gerade vier Jahrhunderte zu spät, so . . . zeihen wir ihn der Gottlosigkeit. Denn wer nicht an den Geist glaubt, glaubt nicht an Gott“. Hier ergibt sich, wie das ganze zu verstehen ist: Emil Baers Büchlein ist ein religiöses Manifest. Er wird sicherlich mit dieser Deutung einverstanden sein, und nur so kann man ihm gerecht werden. Nur daß man sich hier unter Religion nicht etwas denken darf, was irgendwie mit christlicher Frömmigkeit zusammenhinge. Der Glaube, der hier zu uns spricht, ist vielmehr dem der sogenannten Deutschen Christen, der Weltanschauung des Dritten Reiches, verwandt. Baer hat, wie die Nationalsozialisten Deutschlands, ein großes völkisches (das Wort kommt oft bei ihm vor) Erlebnis gehabt, das er als eine Offenbarung Gottes preist: das Wiedererwachen des Volksgeistes im Jahre 1933 (Frontenfrühling). Darum ist ihm ganz gewiß, daß Gott dem Alemannenvolk eine Schriftsprache schenken wird. Ihm ist das sogar Gegenstand des Gebetes, — auch darin unterscheidet sich seine Religion vom biblisch orientierten Christentum, denn der auf christlichem Standpunkt stehende Fromme wird sich schwerlich getrauen, derartige Kulturanliegen und Liebhabereien vor Gottes Thron zu bringen. Wir werden dem treuherzig Begeisterteren glauben müssen, daß er seine Schrift schreiben mußte, aber wenn er sie mit einem neutestamentlichen Spruch „Ihm“ unterstellt, „der in uns beides wirkt, das Wollen und das Vollbringen, nach Seinem Wohlgefallen“, so kann das nicht darüber täuschen, daß wir hier näher bei Reichsbischof Ludwig Müller sind als bei Paulus dem Apostel.

Sei dem nun, wie ihm wolle, davon ist keine Rede, daß man dem Unternehmen Baers die gute Absicht oder gar die ernste Liebe zu unserem Volk absprechen dürfte. Wer sich trotz seiner Warnung zum Spott gereizt fühle, dem kann doch nicht entgehen, daß das ihn treffende oben angeführte Verdammungsurteil — „Gottlosigkeit“ — aus einem ehrlichen Herzen kommt, so sehr vielleicht seine Ausdrucksweise bombastisch anmuten mag.

Welchen Ausgang wird das Unternehmen finden? Lob hat der Verfasser bereits geerntet, aber, soviel ich sehe, aus denselben Federn jedesmal auch Ablehnung, und recht wenig Zustimmung. Und doch kann man beim Lesen an manchem Gefallen finden. Der Sprachkenner und Sprachforscher Baer hat vieles gut beobachtet und es gut gesagt. Er handhabt die deutsche „Fremdsprache“, die er aus der Schweiz verbannen will, sehr gut. Und schließlich, wenn wir auch ganz anderer Meinung sind und eine Menge törichter Behauptungen, schiefen Urteile und falscher Schlüsse kopfschüttelnd abweisen müssen, der Leser wird doch mit dem Verfasser die ganze Frage gern einmal durchnehmen und durchdenken und sich nach dem Genuss (man liest nicht wenige Teile des Büchleins wirklich gern) klarer darüber geworden sein, weshalb das, was dieser Schwarmgeist verlangt, von Gott erbittet und zuverlässiglich kommen sieht, nicht geschehen wird.

Ob die Schweiz ihre alemannische Mundart überleben würde, die Frage läßt sich heute nicht sicher beantworten, weder mit nein, wie es Emil Baer ganz bestimmt tut, noch mit ja, wie andere es zuverlässiglich getan haben. Der Versuch ist ja nicht gemacht und gehört zu denen, die sich nicht wiederholen lassen, wenn sie einmal gemacht worden sind. Hat die Seele unseres Volkes und Volkstums einen Inhalt, der sich auch ohne die bisherige sprachliche Form lebendig erwiese und be-

haupten ließe? Wahr ist, daß wir uns die Schweiz ohne ihr bisheriges sprachliches Gewand nicht recht denken können. Aber wenn wir darin einig sind, daß es bedenkliche Schäden zeigt und in seinem Dasein bedroht ist, so werden wir auf jeden Fall gut tun, — wie es ja auch erfreulich oft und sorgfältig getan wird — unsre Aufmerksamkeit dem Gehalt des Schweizertums zuwenden. Unser staatliches Eigenleben hat seine Eigenart und sein Daseinsrecht in dem besondern Verhältnis, in dem hier der Mensch zum Mitmenschen, der Einzelne zur Gesamtheit und die Gesamtheit zum Einzelnen steht; das meinen wir, wenn wir Worte brauchen wie Freiheit, Demokratie, Rechtsstaat, Föderalismus und ähnliche. Man sollte meinen, diese Dinge könnten auch ohne den Gebrauch der liebgewordenen bisherigen Sprache bestehen. Baer macht nur einen schwachen Versuch, mit einigen Bemerkungen etwas Gegenteiliges zu beweisen, indem er behauptet, der Verlust der Mundart würde unser Volk sozial spalten; aber er hat davon unrichtige Vorstellungen. Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß beim Übergang zur hochdeutschen Umgangssprache bei uns nicht die sozial und politisch „höher“ stehenden Klassen vorangehen würden, sondern eine gewisse Mittelschicht von Gewerbetreibenden und Kaufleuten. Die stolzesten Aristokraten unter uns, etwa die Bewohner eines gewissen Stadtviertels von Basel, würden dabei sicherlich am längsten an der alemannischen Sprache festhalten und eher Französisch als Hochdeutsch dafür eintauschen.

Gewiß verlören wir mit der geliebten heimischen Sprache wertvolles Gut. Aber unsere Seele doch wohl nicht. Die ist durch andere Vorgänge gefährdet als durch die Abschleifung und Verwässerung der Mundart. Der fremde Geist (besser: Ungeist) dringt bei uns ein und, wenn wir uns nicht wehren, dringt bei uns durch trotz eigener Sprache. Was Herr Emil Baer, der Bewunderer eines ausländischen Autokraten, der (allerdings weder auf alemannisch noch auf deutsch) erklärt hat, die politische Freiheit sei nicht jedermannis Bedürfnis, was Herr Emil Baer, der Ankläger des Liberalismus und Antisemit leidenschaftlich vertritt und zum Teil auch in seinem Alemannenbüchlein da und dort durchblicken läßt, böte jedenfalls, wenn es unter uns erstarke sollte, keine Gewähr für die Erhaltung unsrer Volksseele. Natürlich würden wir einen alemannisch sprechenden Faschismus leichter ertragen als einen hochdeutsch oder italienisch daherredenden, aber auch er würde das Schweizerum töten.

Ich sprach vorhin von Versuchen, die sich nicht wiederholen lassen. Der Vorschlag des Herrn Emil Baer gehört dazu. Wenn seine alemannische Kunstsprache, ein von erlesenen sach- und fachkundigen Geistern aus den Mundarten aller unsrer Gaua gewonnenes und durch die Schule eingeführtes Hochalemannisch, durchdränge, ich bin wohl nicht der einzige, der von dieser Zerstörung bodenständigen schweizerischen Sprachtums dasselbe befürchtet, was uns Emil Baer als so verhängnisvoll hinstellt: das Ende des Schweizerdeutschen. Sie kommt mir vor, diese Kunstsprache, wie der Pflasterstein, mit dem der Baer den Mann tötet, dem er wohl will. Darum, aus inniger Unmöglichkeit an mein liebes Schweizerdeutsch, fühle ich mich beruhigt durch die Gewißheit, daß das, was Herr Baer beabsichtigt, nicht geschehen wird.

Eduard Blocher.

Ein Beitrag zur schweizerischen Musikgeschichte.

Hermann Suter: Ein Lebensbild von Wilhelm Merian.

Bald jährt sich der Todestag Hermann Suters zum zehnten Male — am 22. Juni 1926 rief der Tod den Komponisten mitten aus arbeitsreicher Tätigkeit. Die musikalische Welt wird sich daran erinnern müssen, was Hermann Suter ihr bot und was er ihr heute noch in einer Zeit des Umbruchs bieten kann. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß der Name Suter in diesem Jahr in vermehrter Weise auf den Programmen unserer Konzerte erscheinen wird. Mit Recht! Je mehr zeitliche Distanz wir von der Persönlichkeit Suters haben, d. h. je unbereingennommener wir auch über sein Werk urteilen können, umso mehr werden wir von Neuem bestätigt finden die schöpferische Kraft des Komponisten Hermann Suter. Über die verschiedenen Bewegungen hinaus, auf das schweizerische Musischaffen unserer Zeit besehen, besitzt Suter vielleicht doch die stärkste

und a u s g e p r ä g t e s t e E i g e n a r t unter den Tondichtern unseres Landes. Zur rechten Zeit hat Prof. Wilhelm Merian (Basel) den ersten Teil seiner auf zwei Bände berechneten Darstellung von Leben und Werk Hermann Suters, der den äußern Gang des Lebens umfaßt, herausgebracht *); auf den Todestag soll der zweite, die strenge Würdigung des musikalisch-kompositorischen Werkes Suters enthaltende Band erscheinen. Wir unterschreiben das, was Merian im Vorwort zur Biographie schreibt, vorbehaltlos, nämlich daß „Suters Verdienste als schöpferischer Künstler, dann aber auch seine Verdienste um unsere schweizerische Musikpflege, um das schweizerische Musikschaffen und nicht zuletzt um das Basler Musikleben“ so groß sind, „daß sie weit über die Generation derer, die ihre lebendige Auswirkung miterleben durften, festgehalten zu werden verdienen.“

In seiner, die vielen Einzelheiten auf das sorgfältigste verarbeitenden Biographie Hermann Suters, hat Merian das Hauptgewicht auf die Zeichnung der Entwicklung des hochbegabten Musikers und Dirigenten gelegt; sicher greift er alles auf, was bestimmend war für die Arbeit Suters, und da er anhand eines reichen Materials aus dem Nachlaß (Tagebücher, Briefe usw.), aus Presse- und Vereinsberichten arbeiten konnte, wird die chronologische Aufreihung der Stationen zu einer klaren und übersichtlichen, durch die lebendige Art der Darstellung fesselnden Aufzeichnung des Weges, den Suter als Mensch und Künstler zurücklegte. — Glücklicherweise läßt sich Merian nicht dazu verleiten, eine subjektive Deutelei zu geben, vielmehr läßt er das selbstverständliche Zeugnis von Suters Worten sprechen und er schafft gerade damit den leichten Zugang zu der markanten Gestalt und dem reichen Werke. Feinsinnig lockert der Wissenschaftler das zuständiglich gezeichnete Bild auf durch Anschaulichkeit und Lebendigkeit des Stils, so daß auf Grund dieses wertvollen Buches das Werk Suters aus der Gemeinde der Wissenden von Neuem in fruchtbarer Weise in weite Kreise dringen kann. Die Nähe des Verfassers zu einem Teil der Arbeit Suters — er war während langen Jahren mit dem Komponisten befreundet — und seine persönlichen Beziehungen zur Umwelt des Komponisten, verstärken naturgemäß die Deutlichkeit seiner Ausführungen, deren Sachlichkeit nirgends getrübt ist. Die künstlerische Erlebnisgestaltung, die wir im zweiten Band zu erwarten haben, wird so durch eine treffliche Schilderung der organischen Entfaltung im besten Sinne vorbereitet. Die Gestalt erscheint in ihrer vollen Größe, weil der Verfasser den kleinsten Erscheinungen, immer mehr aber den Blick auf das Ganze gerichtet, seine volle Aufmerksamkeit schenkt. Suter war ein Mensch ohne Dünkel und ohne Popanz, ein Künstler von deutlicher Eigenart, der seine Besonderheit durch die immer engen Beziehungen zu seiner Heimat erhielt. Er empfindet schon in seiner frühesten Jugend die L e h r e d e r S e l b s t z u c h t als eine unbedingte Notwendigkeit; die virtuose Technik ist ihm nicht leicht zugeflossen, aber hartes Ringen mit dem Stoff und unabringlicher Wille, also ein zähes Arbeiten, zeichnet ihn als Komponisten wie als Dirigenten gleichermaßen aus. Damit erzwingt er aber auch gleichzeitig eine seltene Kraft und Stärke, seine Überzeugung den Mitarbeitern und dem Publikum nahezubringen. Wie streng er gegen sich selbst war, beweist wohl am besten seine Anordnung, viele seiner Jugendwerke nach seinem Tode zu vernichten — der Nachwelt wollte er nur Vollwertiges hinterlassen. Dramatische Erschütterungen äußerlicher Art kennt seine Lebensgeschichte nicht viele, zwischen Geburt und Tod liegt ein durch Selbstkritik geförderter, geradliniger Aufstieg. eine große, ernsthaft betriebene Arbeit und einige den Blick öffnende Reisen und lästlich nützbringend gestaltete Ferien; nicht unerwähnt bleiben darf in diesem Zusammenhang die harmonische Erfüllung seines Lebens im glücklich verständnisvollen Zusammensein mit seiner Gattin.

Suters Geburtshaus stand in Kaiserstuhl, einem alten aargauischen Rheinstädtchen, wo der Vater als Lehrer und Organist tätig war, 1875, Suter ist fünf Jahre alt, zieht die Familie nach Laufenburg, wo der Knabe eine glückliche Jugend verbringt. Während des ganzen Lebens bewahrte Hermann Suter dem alten trauten Städtchen innige Anhänglichkeit, ein deutliches Zeichen seines Verwurzelteins mit dem Boden seiner Heimat. Frühzeitig erwachen seine musikalischen

*) Prof. Wilhelm Merian: Hermann Suter, ein Beitrag zur schweizerischen Musikgeschichte, Verlag Helbling & Lichtenhahn (Basel) 1936.

Fähigkeiten; erster Lehrer ist ihm der Vater, von Gustav Weber in Zürich erhält er schriftlichen Unterricht in der Harmonielehre, als Fünfzehnjähriger kommt er nach Basel, wo er das Gymnasium besucht; bald ist er Primus seiner Klasse und mit einer lateinischen Rede über Hallers „Alpen“ schließt er an der Maturitätsfeier die Schulzeit ab. Hier in Basel wurde er Schüler Hans Hubers, des bekannten warmherzigen und feinempfindenden Münsterorganisten Alfred Glaus. Aus dieser wichtigen grundlegenden Zeit liegen uns Tagebuchaufzettelungen des jungen Musikstudenten vor, sie beweisen bereits die ernste und strenge Auffassung, die er von seiner Aufgabe hat, sie zeichnet seine ganze Lebensarbeit aus. Sie verraten auch wie früh Suter abseits von den Regeln althergebrachter Maßstäbe schaffen wollte und als denkender Mensch über den Dingen der Welt und der Kunst mit hellen Sinnen wachte. Als 16-Jähriger schreibt er nach dem Studium der neunten Sinfonie von Beethoven: „Ich habe einsehen lernen, daß wahres Künstlerthum von wahrer Menschlichkeit unzertrennlich ist.“ Und ein Jahr später gesteht er: „Mach dir nichts vor! Schäme dich nicht, dir zu gestehen, was du bist, denn sonst führst dich selbst wissenschaftlich an der Nase herum.“ Dieser ersten für die Entwicklung wichtigen Zeit folgen die Jahre am Stuttgarter Konservatorium, in denen Suter wiederum das Glück hatte, von verständnisvollen Lehrern (Faist, Dionys Pruckner) geleitet zu werden. Richard Wagner wird ihm hier zum Erlebnis, eine neue Welt öffnet sich ihm, aber bezeichnend für seine Selbstständigkeit, will er „nicht so wie einer, der dem Wagner bloß wörtlich nachplappert, sondern als selbständige Individualität“ die Gedanken festhalten — aber, „das Wagner-Erlebnis ist es gewesen, unter dem sich Fantasie und Inspiration zu einer neuen Freiheit durchgerungen haben.“ „Nur keinen neuen Wein in alte Schläuche gießen“ — so heißt es bei ihm. Er wendet sich nun nach Leipzig, der traditionellen Musikstadt, die für das Werden unserer Schweizer Musiker in der Mitte des letzten Jahrhunderts nicht ohne Bedeutung war, wo er fleißig an seinen Kompositionen arbeitet; ein sinfonisches Charakterstück „Tell“ legt Hermann Suter Richard Strauss vor, der darin die Begabung des jungen Musikantern erkennt und ihm die Partitur zu „Don Juan“ mit einer Widmung schenkt. Suters Liebe zu Strauss ist nie verblaßt, auch an dem verantwortungsvollen Posten des Leiters der Sinfoniekonzerte in Basel hielt er diesem Komponisten die Treue. 1892 siedelt er, wohlversehen mit glänzenden Zeugnissen, nach Zürich über. Er möchte Theaterkapellmeister werden; sein Wunsch allerdings geht nicht in Erfüllung. Zunächst verdient er sein Brot als Klavierlehrer, kämpft aber fortgesetzt um sein Ziel, als Komponist und Dirigent Anerkennung zu finden. Zehn Jahre währt sein Aufenthalt in Zürich; bald kennt man seine Fähigkeiten, er wird zur Leitung von Männer- und Gemischten Chören in und um Zürich berufen, und er weiß durch musikalische Taten: Aufführungen großen Stils, sowie durch ernsthafte Kompositionen seinem Namen einen guten Klang zu verschaffen. Attenhofer und Hegar kennen sein Talent und helfen es fördern. Als er die Direktion des Gemischten Chores Zürich (Nachfolger wurde Andreae und ist es bis auf den heutigen Tag) übernommen, kommt 1902 der Ruf nach Basel zur Leitung der Konzerte der „Allgemeinen Musikgesellschaft“, des Basler Gesangvereins und der Liedertafel. Daß man keinen Fehlgriff getan, bewies im folgenden Jahr die glanzvolle Durchführung des Deutschen Tonkünstlerfestes, wo er sowohl durch die Vorarbeit als auch durch die Aufführungen die Aufmerksamkeit weitester musikalischer Kreise Europas auf sich zog.

Ein umfangreicher Teil der Biographie in der Darstellung Merians gilt der Basler Zeit 1902 bis 1906. Die Auswirkung der riesigen von Suter geleisteten Arbeit erlebte nicht nur diese Stadt, sondern die ganze musikalische Schweiz, dokumentiert vor allem durch die gewichtige Mitarbeit im Tonkünstlerverein und im Eidg. Sängerverein. Wir müssen uns versagen, hier die Einzelheiten der künstlerischen Leistung nachzuzeichnen, in Prof. Merian finden wir einen sichern Führer, dem nichts entgeht, was für die Klarheit des Bildes des Künstlers wichtig ist, und der dabei gleichzeitig eine umfassende Geschichtete von Basels Musikleben von 1902 bis 1926 und durch dessen enge Verknüpfung mit dem gesamtschweizerischen Musikleben auch einen wichtigen Beitrag zur neuen Musikgeschichte unseres Landes bietet. Die Verdienste Suters finden eine erschöpfende Darstellung; Merian faßt die wichtigsten

Daten nicht nur um uns einen Bericht vom Leben des Komponisten zu geben, er gibt ihnen den Sinn und die Bedeutung, die ihrem Inhalt zugute kommen und es wird uns dabei nochmals deutlich, wie wir alle Strömungen, all die ungeheuren Spannungen zwischen alter und neuer Musik in der einer höhern Aufgabe verpflichteten herrlichen Kraft des Dirigenten Guter erleben konnten, der uns zudem mit seinem kompositorischen Werk (man denkt an die im besten Sinne „schweizerische“ Sinfonie in D-Moll, das Chorwerk „Le Landi“, die köstliche Kammermusik und die in allen Orten bekannten Lieder) ein großes auch uns verpflichtendes Vermächtnis hinterlassen hat.

Max W. Wagner.

Bücher der Heimat.

I.

Bom Untersee.

Es ist ein Eigenes um die Heimatsliebe. Bei Vielen schlummert sie unerwacht in den Tiefen des Gemütes, bei Andern bricht sie durch Gefährdung auf, bei Manchem aber kommt sie dann erst ins Keimen und Blühen, wenn die Stürme des Ferndrangs gestillt sind. Da wird sie wach und helllichtig fürs Kleine und Große und will ihr Erleben finden, daß es bis jenseits ihrer Bezirke zünde, Einsicht und Begeisterung entfachend. Solches geschieht uns, wenn wir die für den **Badischen Landesverein** von H. Gris Busse herausgegebene Sammlung von Aufsätzen über den Untersee eilend und weisend durchblättert haben. Die stille, reine Landschaft wird von natur- wie wirtschaftskundiger Warte nachgeformt, Wuchs und Geschichte städtischer und ländlicher Baukunst breiten sich vor uns aus und was an Werken bildenden und dichtenden Schaffens dem Boden entsproßt, kommt von ebenfalls berufener Seite zur Darstellung. Kleine heimatströmme Gedichte von Emmanuel v. Bodmann, Wilh. v. Scholz, Ludwig Finckh und andern Sängern sind eingestreut, indes schöne Bildbeilagen bald den Text begleiten, bald in Wiedergaben von Holzschnitten oder Gemälden heutiger Künstler uns die Seele der Landschaft offenbaren.

Das Mittelalter hat in der Zeit des selbstsicher werdenden Bürgertums, das aus bescheidenen keltischen und römischen Ursprüngen aufsteigende Konstanz gebildet, von dessen stolzen Rat- und Kunsthäusern leider so vieles dem Fortschrittsdunkel des 19. Jahrhunderts zum Opfer gefallen ist. Immerhin bleiben außer dem früheren Rathaus des 18. Jahrhunderts am Fischmarkt (das mittelalterliche war baufällig geworden) der reiche, würdige Renaissancebau des jetzigen, das vornehme quadergefügte Haus zur Kat, das den prunkenden Festlichkeiten der Geschlechter bestimmt war, bleibt das einftige Mezgerzunfthaus Rosgarten, heute Stadtmuseum, von der Konstanzer Familie Leiner betreut. Dieser aus lokalen Funden und guter Bodenekunst sich rundenen Sammlung ist ein ansehnlicher Bericht eingeräumt. Radolfszell dann, geistlichem Kern entsprungen, gedieh im Mittelalter zu jener Fülle wuchshafter architektonischer Gestalt, die in der Verarmung nach dem 30-jährigen Kriege zum Welken kam und die ihr der wirtschaftliche Aufschwung des 19. Jahrhunderts nicht wiederzugeben vermochte. Die einstige Macht der Kirche am Untersee befundet sich in Ruhm und Gütern der Reichenau, deren Geographie, Geschichte und Rechte einige Beiträge beleuchten. Während Schlösser und Burgen unter der Willkür wechselnder Besitzer vor schlimmsten Umformungen nicht bewahrt blieben (besser sollen sie auf Schweizerseite erhalten sein), tragen Landschlößchen, Bauernhöfe, Dorfkirchen die schlichte und wohlbestellte, durch sprießende Schönheit gesegnete Art alemannischen Bauens zur Schau.

Aus der am Interesse beheimateten Bildkunst war der Glasmalerei und der Lithographie Nachklang beschieden. Erstere stand zur Renaissancezeit in Konstanz in ebenso hohem Ansehen bei Bürgern und Adel (man denke an die Fürsten zu Fürstenberg und Donaueschingen) wie in der Schweiz. Die aus St. Gallen eingewanderte, über zwei Jahrhunderte währende Künstlerfamilie der Spengler vermochte trotz gutem Können den Niedergang der Glasmalerei nicht aufzuhalten, wenn auch Wolfgang (geb. 1624) durch seine Stadtansichten sich einigen Nachruhm zu verschaffen wußte. Besser fügte das Leben des Lithographen Friedrich Pecht der Zeitgunst sich ein. Die weiträumigen Landschaftsaspekte, mit welcher er wie unsere

König, Aberle, Freudenberger zu Reiseandenken seine Heimat besungen, geben dem Naturgefühl und dem Unendlichkeitsdrange der Romantik Ausdruck. Pecht hat übrigens den Kopf Heinrich Heines lithographiert. In der buntgewürfelten Bielgestalt dieses Heimatbuches wird dem Wohltäter, dem herzwarmen geistlichen Kämpfer für Freiheit und Menschenrechte, J. H. v. Wessenberg, dem Konstanz eine zweite Heimat wurde, ein Gedenkblatt gewidmet. Die dichtenden Gestalter der Unterseelandschaft sind durch Geburt oder Neigung ihr zugetan: der klassische J. B. Scheffel, der aus diesem Boden sein Meisterwerk schuf, und der Arzt Ludwig Finch, dem über allem Erleben der Fremde der heimatliche Wurzelgrund, das tiefe Deutschtum, das Nährende blieb.

II.

Verklärende Weisen.

Heimatliebe war es auch, was den Lothringer Priester L. Pinc bewog, den rasch versiegenden Volksliedern nachzuspüren, um bewährend sie aufzuerwecken. Seit Herder in Straßburg Goethe veranlaßt, die Volkslieder der Umgebung zu sammeln, und die Romantik dann in ihrem Rückgreifen nach den aus dem Unbewußten treibenden Kräften des Volkes „Des Knaben Wunderhorn“ herausbrachte, ist die Zuwendung zum Volkslied nur immer wärmer und auf das Echte bedachter geworden, denn immer mehr erkannte man den Wert des Gutes, das da unterzugehen drohte. Ist aber das Volkslied durch das literarische Bemühen anders als für eine Ecke des Schrifttums zu retten? Die an Andacht gemahnende Haltung unseres Volkes beim Anhören von Jodlern z. B. läßt uns schließen, daß die Wurzeln, die in den tiefen Schichten alter Überlieferung gründen, noch nicht vernichtet sind, jedoch nicht mehr an die Oberfläche lebendiger Gegenwärtigkeit zu treiben vermögen, weil die von oben und außen drängenden, ratslos sich folgenden Kunstlieder und Schlager den eigenen selbstschöpferischen Volksgesang aufreißen. Der Trieb unserer Zeit und zumal unserer Jugend aus dem Einzeltum hinaus in die Gemeinschaft, wie er (unpolitisch) in den Wandervögeln und Pfadern sich verwirklicht, stärkt mit dem tätigen, nicht bloß schwärzenden Sinn für die Natur jenes Wuchshaften im Menschen, das sich in der Poesie des Volksliedes künstlerisch bekrönt und wendet sich diesem denn auch freudig zu. Und freudig werden die Früchte der unermüdlichen Liedersammler entgegengenommen, werden weitergetragen und weitergesponnen, wie es dem Wesen des Volksliedes entspricht, das sprunghaft ist von Form und bildsam und dennoch nur immer die eigene Seele weiß und will.

Wenden wir uns nun unserm Lothringer Liederbuch zu. Die äußere Gestalt mit Titeln, Melodien und kraftvoll begleitenden Holzschnitten erweist sich schwesternlich zu unserer Röseligartensammlung von Otto v. Greherz, schwesternlich auch das Bemühen, die Lieder aus der Erinnerung alter Leute und den sog. Fliegenden Blättern zusammenzutragen und schwesternlich noch in einem letzten Sinne, daß es deutsches Gut ist, das deutschem Wesen, deutschem Sprachraum entsprang.

Man pflegt die Lieder, dem Stoffe nach, in geistliche, weltliche, historische zu ordnen, wobei freilich die Grenzen, besonders für die vielgültigen Melodien, nicht scharf zu ziehen sind. Manchem von Lothringens geistlichen Liedern eignet jene Gefühlsinnigkeit, welche aus den Liebfrauengärtchen niederrheinischer Graphik und Malerei des 15. Jahrhunderts vertraut ist. Übrigens hat man für das Volkslied Einflüsse des Niederrheins nach Lothringen geltend gemacht. Weitverbreitet sind die Bettellieder, die um die winterlichen Christfeste gesungen wurden. Werbungen für den Maienschmuck der Himmelskönigin, die „Kronensieder“, stehen den französischen trimazots, einem verchristlichten heidnischen Frühlingsdienst, nahe. Französische Art scheint sonst nur dort in einem leisen Schwanken der Sprachform sich zu äußern, wo deutsche Lieder tief in romanisches Gebiet getaucht waren. Wenig spüren wir in Lothringens Liedern von seiner Geschichte, welche freilich nicht zu Taten eigener Trutzkraft und staatlichen Selbstgestaltungstriebes kam. Pinc hat einige Napoleonlieder zusammengebracht, die vorab den Sturz des großen Helden besingen, in einer Zeit, in der ohnehin die schöpferische Kraft für das Volkslied bereits erlahmt war, während unsere prächtigen Schweizerlieder historischen Inhalts aus der politisch und kulturell bedeutenden Spanne des 15. und 16. Jahrhunderts stammen. Die weltlichen Lieder, dank der größeren Breite und Lebensnähe der

Stoffe, sind allenthalben am reichsten zum Blühen gekommen, zumal in dem löslichen Gewebe der Balladen, dessen bald gleich, bald verwandelt wiederkehrende Muster uns ringsum begegnen, bisweilen an realen Begebenheiten sich emporrankend, mitunter wie im Hero und Leandermotiv unvergängliche Sage aufrufend. Fragen wir uns nach dem Eigentum der lothringischen Volkslieder, so findet jeder Zug aus der Fülle — schon der dritte Band der „Verklingenden Weisen“ liegt vor — auch anderwärts sich wieder, so Farbigkeit, Wehmut, Schalk. Sollten die im Anhang erwähnten „Schnörkel“, frohe Liedchen, die den traurigen nach uraltem, versöhnendem Kunstbrauch folgen, im Lothringischen allein stehen? L. Binck gibt im Anhang die Quellenhinweise der Lieder, die leider nur allzu oft auf die Namen und Daten der übermittelnden Sänger sich beschränken, eine Übersichtskarte veranschaulicht die geographische Lage der Fundorte, ein Grundriß die uralte, um den Herd gesammelte Anlage des Lothringen Bauernhauses. Ferner sind Faksimilereproduktionen nach Fliegenden Blättern, jenen gedruckten Texten, die unter Vorführung der Melodien an Jahrmarkten verkauft wurden, beigegeben. Schließlich bereichert sich der Anhang noch mit den Versionen verschiedener Lieder und ausführlicher Beschreibung der oben erwähnten Holzschnitte, in welchen Henri Bacher außer der Landschaft die Bau- und Bildkunst Lothringens in ihren schweren, gedrungenen Formen schildert, beide, wie die Lieder, Ausdruck der Volkskunst, welche die ewigen Gehalte des Gemütes spontan und zwanglos in die geschauten Bilder des Lebens umprägt.

Hedwig Schöch.

Bücher-Eingänge.

Geschichte von Elsaß-Lothringen; Verlag Elsaß-Lothringische Jungmannschaft, Straßburg, Freibürgergasse 25; Fr. 1.—, 104 S.

Ganzer, Karl Richard: Geist und Staat im 19. Jahrhundert; 1936, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg; 40 S.

Maritain, Jacques: Gesellschaftsordnung und Freiheit; 1936, Vita Nova Verlag, Luzern; Fr. 5.—; 153 S.

Neppli, Willi: J. P. B. Troyler, Fragmente; Erstveröffentlichung aus seinem Nachlaß; 1936, Dreilinden-Verlag, St. Gallen; 418 S.

Barnew, Gottfried: Verbündet — verraten! Habsburgs Weg von Berlin nach Paris; 1936, Verlag A. Nauck & Co., Zürich; 299 Seiten, Fr. 7.50.

Riedl, Richard: Außenhandel und Währungsschutz; 1936, Österreich. Wirtschaftsverlag, Wien I, Kramergasse 9; 92 S.

Müller, Gustav G.: Sinnbilder; 1936, Verlag A. Franke A.-G., Bern; 51 Seiten, Fr. 2.50.

Chappuis, Edgar: Wo das Alphorn klingt; Hüs-Verlag, Kreuzlingen; Fr. 4.—; 154 S.

Aubry, Octave: Sankt Helena. Die Gefangenschaft Napoleons. 1936, Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach; 376 S., Fr. 7.50.